

(Nachdruck verboten.)

Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Dies hing so zusammen, daß der Alte einen Enkel hatte, der mit auf dem erwarteten Fischerboot war. Das war ein Junge, der kaum zehn Jahre zählte, und er konnte nicht eines Mannes Arbeit thun. Aber an dem Boote hatte sein Vater seinen Anteil gehabt, und als dieser auf der Herbstreise im vorigen Jahre von einer Welle weggerissen ward, da wußten alle, daß, wenn die Witwe ihren Bootsanteil verkaufen sollte, nicht viel übrig blieb, wovon sie mit ihren Kindern leben konnte. Und im Dunkel der Nacht, während sie noch die Nähe des Kameraden spürten, der im Meere verschwunden war, gelobten die neun überlebenden Männer, daß der älteste Junge des Kameraden schon im nächsten Sommer mit auf die Reise kommen sollte. Die neun wollten zusammen helfen und die Arbeit unter sich verteilen, und der Bursche sollte seinen Anteil als vollertwachener Mann haben, ehe daß sie einen Fremden ins Boot aufnahmen. Nur einer murkte. Aber seine Stimme wurde von den andern zum Schweigen gebracht, und als der Sommer kam, hielten die neun Männer ihren Eid, und der kleine Agot kam mit auf die Reise und war schon einmal glücklich mit Fischen heimgekehrt.

Seht, daran dachte wohl jetzt die alte Albertina, wie sie dasah, und darum konnte auch das junge Mädchen sich entschließen, mit ihr von dem Boote zu sprechen, das nicht gekommen war. Sie hatte es so vorsichtig angestellt. Sie hatte nur gesagt: „Ihr habt Euern noch nicht daheim?“ und Märta war überzeugt, daß aus so wenigem niemand Verdacht schöpfen konnte, und sie freute sich, daß sie so gut gefragt hatte.

Mutter Albertina ließ sich auch nichts anmerken. Sie nickte bloß mit ihrem alten Kopfe und wiederholte:

„Nein, das haben wir noch nicht.“

Und dann schwieg sie.

Da sagte Märta:

„Habt Ihr keine Angst um den Buben?“

„Nein,“ antwortete die Alte.

„Habt Ihr denn was gesehen?“ fragte Märta.

Die Worte waren ihr so heftig entschlüpft, daß sie selbst nichts merkte, bis sie schon ausgesprochen waren, und sie fühlte, wie sie rot wurde. Aber während ihr die Röte bis über die Schläfen stieg, sah sie der Alten ruhig in die Augen und fuhr fort, ohne sich kriegen zu lassen:

„Ist es wahr, daß Ihr so was kommt?“

In gewöhnlichen Fällen würde Mutter Albertina vielleicht überhaupt nicht geantwortet haben, und es ist nicht leicht zu ergründen, was sie jetzt so mitteilhaft machte. Aber wie das nun immer war, sicher ist, daß die Alte mit einem wunderlich abwesenden Blick hinaus in die Luft sah und erwiderte:

„Ja, das ist sicher, daß ich sehen kann.“

„Habt Ihr also was gesehen?“

Die Worte kamen leise und rasch, beinahe atemlos.

„Ich habe den „Delphin“ gesehen,“ sagte die Alte mit derselben ruhigen, ein wenig abwesenden Stimme. „Er ist nicht weit fort. Morgen früh ist er vom Ausguck zu sehen.“

Morgen, morgen! Es jubelte in Märta, und sie hätte der Alten um den Hals fallen können. Aber da würde sie sich ja verraten haben, sie, die sich die ganze Zeit so gut verstellte. Sie schwieg eine Weile und sagte dann nachdenklich:

„Nein, so etwas sehen zu können!“

„Wünsch es Dir nicht, Kind,“ sagte Mutter Albertina.

Aber Märta hörte es nicht. Sie war schon auf dem Heimweg. Sie eilte zwischen den kleinen niedrigen Häusern durch, die sich in der Dämmerung noch enger aneinander drängten, und ihr Herz schlug hoch vor Freude. Sie kümmerte sich nicht einmal darum, daß zwei Katzen, eine nach der andern, ihr gerade vor den Füßen über den Weg sprangen. Sie blieb nicht einmal so lange stehen, um auszuspucken. Morgen! sang es in ihr. Morgen! Auf ihren bloßen Füßen sprang sie leicht die kleine steile Etage in ihr Zimmer hinauf, und als sie im Bette lag, da nahm sie das Kopfkissen in ihre

Arme und herzte und küßte es und schloß ein, die Wange an die grobe Spitze geschmiegt.

Aber auf der Bank saß Mutter Albertina allein und lächelte über die Jugend.

„Ja, ja,“ sagte sie für sich selbst. „Ja, ja, das wird schön für Niels, wenn er kommt.“

3.

Fille Bumm hieß ein wunderlicher kleiner Mann, der mitten im Dorfe wohnte, ganz unten am Meere. Er gehörte zu den bekanntesten und hervorragendsten Persönlichkeiten der Insel, und er war gerade draußen und spaltete Späne, an dem Abend, an dem die junge Märta ging und ihr Geheimnis verriet, indem sie Mutter Albertina fragte, ob sie zu prophezeien verstände, und ob man den „Delphin“ recht bald zurückerwarten könnte.

Fille Bumm ging nämlich auch umher und wartete, daß der „Delphin“ heimkehrte, und er hatte seine eigne Meinung darüber, warum just dieses Boot länger ausblieb als all die anderen. Fille Bumm zeichnete sich wie gefagt dadurch aus, daß er ein bißchen wunderlich war, und von allem, was mit ihm zusammenhing, galt das gleiche. Seine Hütte war wunderlich. Denn sie lag mit dem Giebel zum Meere und so nahe dem Wasser, daß man am Fenster sitzend Krabben und kleine Dorsche fischen konnte. Aber die Breitseite des Gebäudes stieß knapp an eine steile Klippe, so daß man von diesem Hause niemals über die Treppe ging, wenn man ins Freie wollte, sondern geradeswegs auf den Felsen kletterte, und von da ging es weiter, beinahe in gleicher Höhe mit dem Dach. Fille Bumm's Kleidung war auch eigenfürlich. Denn sie bestand aus einer fadenscheinigen blauen Wolljacke, die einstmals blaue Knöpfe gehabt und so irgend eine Art Uniform gewesen war, aus einem alten Hut, der mit den Jahren graugrün geworden, und, wenn es kalt war, einem langen Radmantel, den Fille Bumm von einem Stadtherrn bekommen, und der große Hirschhornknöpfe und rückwärts eine Tasche hatte. Bumm's Frau war auch wunderlich, und das kam daher, daß sie in beständiger Angst war, daß Bumm sich vollsaufen und sie schlagen würde. Denn Bumm war jetzt der einzige Mensch auf der ganzen Insel, der wirklich soff, so daß es etwas zu sagen hatte, und das war auch eine seiner vielen Wunderlichkeiten. Eine andre Wunderlichkeit war, daß Bumm sich einen Hund hielt, etwas, das — aus Furcht vor Ungelegenheiten und Scherereien — im Fischerdorfe zu den Seltenheiten gehörte, und dieser Hund war an sich auch eine Wunderlichkeit. Es war nämlich ein Bastard, etwas zwischen Dachs und Pudel, und zeigte das eigentümliche Phänomen einer schmalen Schnauze und eines langgestreckten, mit gediegener Pudelwolle bedeckten Dachskörpers, der auf kurzen, schiefen Beinen melancholisch einherwackelte. Der eigentliche Name des Hundes war Phylax, aber auf der ganzen Insel war er nur unter dem Namen Zilibumm bekannt, etwas, das mit dem wunderlichen Namen dieses wunderlichen Mannes zusammenhing.

Fille Bumm war nämlich Philipp nach seinem Vater gekauft worden, der diesen Namen trug und für den Alltag, so wie jetzt der Sohn, Fille genannt wurde. Einmal hatte es sich jedoch zugetragen, daß einer der Kameraden bei einem Schmause, der nach einem wohlgeglückten Matkelfang abgehalten wurde, auf die Idee gekommen war, den Alten Fille Bumm zu nennen, aus Anlaß eines berühmten Schusses, den der alte Philipp einmal in seiner Jugend auf eine graue Robbe abgegeben hatte und der bei fröhlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurde, um ihn aufzumuntern, als er älter zu werden begann. Der Name fand begeisterten Anklang, und der alte Philipp, der eigentlich Person hieß, hatte sein Lebenslang keinen andern Namen mehr als Fille Bumm, und seine Kinder wurden nach ihm auch immer mit dem gleichen Kosenamen gerufen. Das heißt, sie wurden mit einem gemeinsamen Namen die Bummer genannt, und da sie drei waren, verteilte sich die Benennung so, daß sie Zilibumm, Zilibumbumm und Zilibumbumbumm gerufen wurden. Als der nunmehrige Inhaber des Namens jung war, übertrug er sich natürlicherweise mit ganz besonderer Stärke auf ihn, teils weil er ja des alten Bumm ältester Sohn war,

teils weil man ihn Philipp getauft hatte, was die Zusammen-
setzung um so viel natürlicher und geeigneter erscheinen ließ.

Schon in seiner Jugend zeichnete sich Philipp Perffon junior durch ein Temperament aus, das eine eigentümliche Mischung von jobialer Gemütslichkeit und unausstehbarer Neigung zu hitzigen Zornesausbrüchen war. Daß er sein Leben lang mit einem Spitznamen einhergehen sollte, der in jedes Mannes Mund war, die ganze Kiste entlang, das wurmte und verdros ihn Tag und Nacht, und er hatte manche Schlägereien wegen dieses Namens zu bestehen, wenn der Zorn ihn gerade übermannte. Aber er dachte doch, daß es ein Mittel geben müßte, um diese Unbill los zu werden, und ohne sich einer Menschenseele anvertraut zu haben, faßte Fille Bumm eines Tages seinen Entschluß und ging hinauf zum Pfarrer.

Der Pfarrer war nun kein Mann, an den sich jeder-
mann mit jedweder wagte, und besonders war es nicht aus-
geschlossen, daß Bumm ein bißchen Angst vor dem würdigen
Herrn hatte, der ihm öfters als einmal die Leviten gelesen
und ihn mit zeitlicher und ewiger Verderbnis bedroht, weil
Bumm sich, weiß Gott, zu sehr an die Flasche hielt. Aber
dieses Mal war Bumm sicher, daß sein Anliegen ein redliches
war, und darum trat er, als der Pfarrer sein Klopfen mit
einem deutlichen „Herein“ beantwortete, ruhig über die
Schwelle und deponierte mit einer gewissen Sicherheit die
Mütze auf dem Boden.

„Nun, was will Perffon?“ fragte der Pfarrer.

Bumm guckte mit seinen kleinen grauen Augen dem Pfarrer
ins Gesicht und sah scharf aus.

„Ja, ich komme, weil ich im Sinn habe, meinen Namen
zu ändern,“ sagte er.

„Ja so,“ sagte der Pfarrer. „Nun, wie will Perffon sich
denn nennen?“

Der Mann an der Thür blickte noch schärfer drein und
antwortete:

„Bumm.“

Er sagte es mit einem solchen Nachdruck, daß es wie ein
Kanonenschuß dröhnte. In diesem Ausruf preßte er gleichsam
all das Aergernis zusammen, das dieses kleine Wort seit
langen Jahren über sein unschuldiges Haupt heraufbeschworen,
und es lochte in ihm, als er merkte, daß der Pfarrer sich nicht
enthalten konnte zu lächeln.

„Was in aller Welt!“ sagte der Pfarrer. „Das ist ja
ein Spitzname.“

„Ja, aber wenn der Herr Pastor ihn ins Kirchenbuch
schreibt und Perffon austreibt, dann ist es kein Spitzname
mehr,“ versetzte der andre.

Als Fille das Zimmer verließ, war es seiner Beredsam-
keit gelungen, den Pfarrer zu überreden, und er hieß nun
wirklich Bumm. Und sobald jemand ihn Bumm nannte, paßte
er immer auf und antwortete mit einer Stimme, die von
Stolz und Befriedigung geschwellt war:

„Zarwohl, das ist mein Name, ja.“

Und da genoß Fille Bumm den größten Triumph, der
ihm in diesem Leben widerfahren war. Denn er meinte,
daß er die ganze Insel überlistet habe und ein verfluchter
Kerl sei.

Nun war seither lange Zeit bergangen, und es gab nicht
viele, die sich erinnerten, daß der Name Fille Bumm eigent-
lich ein Spitzname war. Nur wenn jemand aus einem
andern Kirchspiel kam und den wunderlichen Namen hörte,
wurde die Erinnerung an sein Entstehen mit Mühe
wieder aufgefrißt, und unter mancherlei scherzhaften An-
spielungen erzählte man dem, der danach fragte, die Geschichte.
Der alte Bumm war mit der letzten Schäre verknüpft und
sie mit ihm, und ohne Bumm wäre das ganze Fischerdorf
nicht das gewesen, was es war.

An demselben Abend, an dem Märta ihren Besuch bei
Mutter Albertina machte und erfuhr, daß ihrem Niels keine
Gefahr drohte, hatte sich der alte Bumm in dem unbestimmten
Bedenken vom Hause wegbegeben, sich möglicherweise auf die
eine oder andre Art irgend eine kleine Herzensstärkung zu ver-
schaffen. Er machte sich in der Handelsbude zu thun, indem
er nach etwas fragte, wovon er wußte, daß es nicht vorhanden war,
und er fühlte sich ein wenig beleidigt darüber, daß der Handels-
mann die Anspielung nicht verstand und ihm nicht wenigstens
eine Dose Schnupstabalet anbot. Mit einer unwilligen Be-
wegung nahm Bumm ein Zündförestück heraus und kaufte den
Tabak selbst, um zu zeigen, daß er sich nicht spotten ließ und
ein Kerl war, dem es auf eine solche Kleinigkeit nicht ankam.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Spreewald nach Berlin.

Die Entwicklung zur Riesenstadt hat im Weichbilde Berlin in
erster Linie natürlich auch alle Gewerbe beeinflusst. Zwischen den
Riesenhäusern ist das Wohnhaus des Kleinhandwerksmeisters längst
verschunden. Auch der Handwerksmeister selbst ist verdrängt
worden durch die mit Dampf und Maschinen und hundert menschen-
lichen Arbeitskräften tätigen Fabriken. Wo der Handwerksmeister sich
im Betriebe der Weltstadt erhalten hat, da fristet er meist ein recht
kümmerliches Dasein und ist mit seiner ganzen Existenz abhängig
von dem größeren Produzenten, so gut wie der Fabrikarbeiter im
Hinterhaus oder in der Dachstube.

Dagegen finden wir noch in der Nähe der Weltstadt die Spuren
einer Produktionsweise, wie sie in längst hinter uns liegenden Zeiten
auch in Berlin geherrsch hat. Es ist interessant, diesen Spuren nach-
zugehen.

Hinein in den Spreewald! An seinem Rande finden wir die
letzten Ausläufer der Großindustrie. In den Dörfern des Ober-
spreewaldes aber hat sich der frühere wirtschaftliche Charakter noch
erhalten, der der Herstellung unserer Erzeugnisse eine ganz andre
Gestalt gab, als sie die Produktion der Großstadt besitzt.

In den Dörfern wohnen die Häusler und Tagelöhner eng zu-
sammen, während die größeren Eigentümer auf ihren Einzelgehöften
sigen. In allen Zeiten hat der Bauer auch bei der Herstellung von
Handwerkserzeugnissen so viel als möglich eignes Rohmaterial ver-
arbeitet. Er war zunächst auch sein eigener Säuhmacher, Weber,
Schneider usw. und erst die größere Geschäftlichkeit des Berufs-
Handwerkers zwang ihn, diesem die bisher selbst her-
gestellten Waren zur Ausführung zu übergeben. Dadurch ent-
stand die Form des Lohnwerks, wobei der Handwerker ins Haus
seines Kunden kam und dort die verlangten Waren herstellte. Auch
im Spreewald kommt der Handwerker noch in den Hof des Bauern
und wenn der Spreewaldbauer auch sein Brot nicht selbst backt, so
kauft er es doch auch nicht. Er sendet vielmehr an den Bäcker das
Mehl und aus einer bestimmten Menge hat ihm dieser, gegen Be-
zahlung der Arbeit, so und so viele Brote zu backen. Der Müller
vermahlt dem Bauer gegen Bezahlung sein Korn zu Mehl und
selbst das Leinöl läßt der Bauer noch, alten Grundfäßen treu
bleibend, in der Mühle gegen Lohn bereiten, wobei ihm zu statten
kommt, daß die Mühlen im Spreewald zugleich Mehl-, Del- und
Brettmühlen sind.

Das Ausbringen der Aussteuer der Kinder geht noch genau
der Väter Weise vor sich. Von langer Hand her wird der Besitz ge-
sammelt, damit die Aussteuer nicht ein plötzliches tiefes Loch in den
väterlichen Geldbeutel reiße.

Ist die Tochter eingeeignet worden, so sieht der Spreewald-
bauer den Erlös und Eichenbestand an, der seinen Hof um-
säumt. Darunter wählt er mit sorglichem Blicke aus. Die
Bäume werden gefällt und wandern in die Mühle, wo sie zu
Brettern geschnitten werden. Dann liegen sie auf dem Hof, bis der
Tag gekommen ist, da die Bauernochter sich dem Liebsten verlobt
hat; dann erscheint der Tischler beim Bauern. Denn der Bauer
kauft nicht im Möbelmagazin der Stadt das kostbar furnierte und
glänzend polierte, geschnitzte Möblement ein. Dem Tischler fertigt
vielmehr der Tochter auf des Vaters Hof aus dem abgelagerten Holz
die nötigen Möbel an; sie sind herb und in der Dauerhaftigkeit
auf ein paar Generationen berechnet. Und selbst, wenn dem
Kinde ein Haus zu bauen ist, ist der Bauer sein eigener
Bau-Unternehmer. Die Steine werden eingekauft und auch das
Bauholz nach Bedarf; dann werden Maurer und Zimmerer vom
Bauern selbst angenommen und so der Bau unter Dach gebracht.

Auch die Handwerksmeister selbst sind auf solche Weise halbe
Bauern. Neben dem Handwerk betreiben sie Landwirtschaft, und
eins muß das andre tragen. Und da der Bauer, in dessen Augen
bares Geld einen ungleich höheren Wert hat als in denen des
Städters, den Taler lange in den Fingern dreht, ehe er ihn aus-
gibt, so kommt der Handwerker auf keinen grünen Zweig, zumal sich
der Bauer die durch die Zuwanderung aus den Städten entstandene
Konkurrenz unter den Handwerkern zu Nutzen gemacht hat.

„Selten kam ein solcher Tischler“, sagt Paul Voigt, „jährlich
mehr als ein Schwein schlachten; dann giebt es ungefähr ein halbes
Jahr lang dreimal wöchentlich Fleisch; ist das Schwein aufgefressen,
so kommt nur noch Sonntags Fleisch auf den Tisch. Fisch, Mehl-
speisen, Kartoffeln und Brot sind die Hauptnahrungsmittel. Der
sogenannte „Kaffee“ wird meist aus gebrannter Gerste bereitet.“

Die Entstehung dieser Bauern-Handwerker weist auch noch
dieselbe Spur nach wie in den Zeiten der längst unter-
gegangenen Zunftherrlichkeit. Damals machten es die Zunft-
schranken den Handwerksgefallen in den Städten unmöglich, sich
das Meisterrecht zu erringen. Sie verließen daher die Städte und
siedelten sich in den Dörfern der Umgegend bald so zahlreich an,
daß die Städte mit Verordnungen heraus kamen, wonach eine
„Bannmeile“ im Umkreise der Stadt von jedem Gewerk in jedem
Dorfe nur ein Handwerker wohnen durfte und solchen überdies der
städtische Markt verschlossen wurde. Ähnlich entstehen noch heute im
Spreewald die Dorfhandwerker. Die Lehrlingszuchterei in den
Städten treibt die Gesellen aus den an der Berlin-Börlitzer Bahn
gelegenen Orten in die Dörfer.

In den Städten verliert das Handwerk den dörflichen Charakter.
Der halbäuerliche Lohnhandwerker tritt zurück vor dem selbständigen

Meister, der in seinem Zwergebetrieb selbständig Erzeugnisse für eigne Rechnung herstellt und verkauft. Aber mit einer Weile beharrt dabei die Herstellungsweise der Waren, dann geht sie über zur Massenproduktion, die wiederum eine Folge des beginnenden Handels nach auswärtigen größeren Plätzen ist und die Fabrikproduktion hervorruft.

In Lübben und Lübbenau im Spreewald besteht solche Produktion. Sie liefert ihre Erzeugnisse nach Berlin, und von hier aus gelangen sie durch ganz Deutschland und ins Ausland.

Die Lübbener Handwerker — Drechsler — beschäftigen meist wenige Gesellen. Früher betrieben sie vielfach Pfeisendreherei. Im Hause war der Laden, in welchem Pfeifen, Körbe, Bürsten, Galanteriewaren zc. verkauft wurden. Aber von auswärts drang die billige Konkurrenz ein und vernichtete zugleich den Export. So ging die Pfeisendreherei zurück. Dasselbe Schicksal erlitt die Spinnradreherei. Sie war so recht ein ursprünglich häuerlicher Betrieb. Im Winter, wenn die zahlreichen Wasserarme der Spree, die diese bruchige Niederung durchziehen, vereist waren, und die Röhre auf dem Lande lagen, sahen in den Dörfern die Bauern beim Spinnradreheln an primitiven Drehbänken. Kam das Frühjahr, so ließ sich beim Händler in der Stadt ein Stück Geld für die Ware erlösen, und der Händler sandte sie weiter durch Deutschland. Aber die Spinnstube sind auf den Bauernhöfen eingegangen sowohl im Spreewald als anderwärts. Damit verfiel auch die Spinnradreherei.

Die Produktion der Handwerker war auf das Rohmaterial angewiesen, welches der Spreewald bietet: Erlenholz. Kein Holz zur Fabrication kostbarer Gegenstände, aber doch zur billigen Massenfabrication. So begannen denn die Handwerker zu arbeiten, und es kamen immer neue Artikel auf: Rauchtische, Salonsäulen, Vogelbauer, Schirmständer, wie Voigt es anschaulich zu schildern weiß. Die Großhändler in Berlin dehnten das Absatzgebiet immer weiter aus, aber da sie natürlich verdienen wollten, so fiel für den Meister in seinem Kleinbetrieb wenig ab. Dabei geriet er in immer größere Abhängigkeit vom Händler, ohne den er nichts war, weil er weitentlegenen von seinem Absatzgebiet wohnte. Dazu kam, daß er mit seinem primitiven Arbeitsgerät nichts ausrichten konnte; und so erhob sich denn neben der Werkstube des Kleinmeisters bald die leistungsfähige Fabrik, die das Absatzgebiet an sich reißt und es beherrscht.

Je mehr man Spreewärts sich der Riesenstadt nähert, desto mehr sieht man den ursprünglichen Kleinbetrieb verkümmern. Entweder der kleine Meister paßt sich den Bedürfnissen des großen Marktes an, und wenn er Glück hat, wird er selbst ein „Großer“, oder, was meistens der Fall ist, die Produktion der Riesenstadt verdrängt ihn mit leichter Mühe. So ist's in den Schifferdörfern nach Berlin zu. Die arme Schifferbevölkerung, welche im Winter überdies ihrem Erwerb nicht nachgehen kann, sondern froh ist, mit Waldarbeiten ein paar Groschen zu verdienen, hat keine großen Bedürfnisse. Einen Teil derselben deckt sie auch auf ihren Fächern in Berlin selbst. Infolgedessen führt der Dorfhändler ein kümmerliches Leben.

Immer näher rückt die Riesenstadt. Das Dorf hat sich zum Vorort ausgewachsen, die Häuser haben vielfach schon ein städtisches Gepräge. An den schönsten Stellen erheben sich Villenbauten kleineren und größeren Umfangs. Ueberall wird gebaut; denn die endlosen Häuserreihen Berlins können die Menschenmassen nicht mehr fassen. Stündlich hört man die Vorortzüge daherbrausen, die einen schnellen, bequemen und billigen Verkehr mit Berlin vermitteln. Viele Hunderte von Arbeitern hasten morgens in der Dämmerung zum Bahnhof und kehren erst spät abends nach gethauer Arbeit wieder heim. Hier nimmt das Handwerk die großstädtischen Formen an, denn bei der Einführung von Arbeiten konkurrieren die Großunternehmer Berlins. Die Handvoll Kleinhandwerksmeister jammert und klagt. Sie alle führen kaum eine bessere Existenz wie die Arbeiter der Fabrik, aus deren Reihen sie auch meist hervorgegangen sind. Sie waren arbeitslos und nachdem sie lange genug tagtäglich in die Riesenstadt hineingehakt waren, um Arbeit zu suchen ohne sie zu finden, haben sie sich schließlich, mehr aus Verzweiflung „selbständig“ gemacht, wenn ein paar Hundert Mark ihnen ermöglichten, einen Laden und eine Werkstube zu etablieren. Ein bißchen Handel und Flickarbeit, meist aber die Thätigkeit für die aus der Erde emporstehenden Bauten nähert sie und ihre Familien, bis die wachsende Großstadt auch diese Kleinexistenzen der Vororte zerschlägt.

Denn die Riesenstadt wächst und ihr anders geartetes soziales Treiben zermalmt in seinem Naderwerk alles, was diesem Wachstum im Wege steht. — E. R.

Kleines Feuilleton.

— Aus Urteilen und Reden Wiener Richter, Staatsanwälte und Verteidiger stellt ein Landgerichtsrat im „Neuen Wiener Tagblatt“ einiges zusammen. Hier ein Auszug:

„Diese Diebstähle atmen alle Zeit und Ruhe.“

„Durch die Zeugen ist konstatiert, daß der Angeklagte seinen Maulkorb ohne Hund auf der Gasse laufen ließ.“

„Wildernnd ist auch die Trunkenheit, die in dem Verdikte der Geschwornen zum Ausdruck kommt.“

„Sie scheinen sich auf dem nicht ganz guten Wege der Besserung zu befinden.“

„Wenn Sie hundert Personen neben einander stellen, werden Sie kaum eine finden, die sich gleich sieht.“

„Jetzt sind wir dort angelangt, wo der Saff hervorbricht und sich in schlechter Gesellschaft in seiner eignen Gruppe darstellt.“

„Die verspätete Konkurseröffnung, das ist der rote Faden auf dem weißen Leintuche des Angeklagten.“

„Dieser Umstand ist ein einschlägiger Halm auf dem Stoppelfelde der Anklage.“

„Unter der Menge der Beweise zerstückt die Anklage in ein Nichts wie die Moleküle des Bestalls.“

„Die Verhandlung kommt mir vor wie ein Apfelsbaum. Auf einem Zweig sitzt der Herr Präsident, auf dem zweiten der Herr Staatsanwalt und auf dem dritten ich, der Verteidiger. Und nun frage ich: Wo ist der Schuldbeweis?“

„Muß denn jeder, der die Gelegenheit dazu hat, stehen? Sehen wir nicht im Gegenteile, daß raffinierte Diebe oft gar nicht vorhandene Gelegenheiten auszunützen verstehen?“

„Der Herr Staatsanwalt hat ganz recht; mein Klient ist ein sehr gefährliches Individuum. Wenn jedoch das Wasser unsrer sozialen Zustände auf ein solches Mühlrad fällt, wie mein Klient ist, muß hieraus das Mehl des Verbrechens resultieren.“ —

c. Der „Wahlunternehmer“. In Paris giebt es einen Bürger, der offiziell, in den Schriften der Präfektur, den Titel „Wahlunternehmer“ führt, und der also fast ein Beamter ist. Es handelt sich um den Lieferanten des Materials für die Säle der Wahlabteilungen in Paris, das alle vier Jahre in den gewöhnlichen Verwaltungsformen in Submission gegeben wird. Die Lieferung besteht in Tischen, Sigen, Wandtafeln, Scheren, Stednadeln und verschiedenen Bureau-Erfordernissen. Jede Wahl kostet der Stadt Paris 200 000 Fr. für den ersten Wahlgang und 60 000 Fr. für den zweiten. In dieser Summe sind mit einbezogen: die Mietkosten für besagten Unternehmer, die Entschädigungen für die Stimmzettelzähler in den Abteilungen und die Centralisation auf der Präfektur. Die Wahlen des Jahres 1898 kosteten genau 180 000 Fr., wovon 120 000 Fr. auf die Beamten und 60 000 Fr. auf das Material kamen. Die Wahlen von 1902 werden etwas mehr kosten, da die Wahlabteilungen um 10 vermehrt sind; im ganzen giebt es 342 Abteilungen. Die Seinepräfektur hat sich die Lieferung der Urnen vorbehalten, die vor der Eröffnung der Abstimmung angefaßt des Publikums, das die Abstimmung überwachen darf, von den Abteilungspräsidenten geprüft werden. Eine zweite Urne wird dem Vorsitzenden jeder Abteilung zur Verfügung gestellt, falls infolge von großem Lärm und Störungen die Urne zerbrochen würde. Aber dieser Fall ist äußerst selten, wenigstens in Paris. —

Theater.

— Schauspielhaus. Heinrich IV. (erster Teil) von Shakespeare. — Was kümmern einen heute die mittelalterlichen Kämpfe um den englischen Königsthron, was die dabei bewiesenen Taperleiten und Verrätereien? Die Leute aus dem Hause Lancaster und York sind uns so gleichgültige Schatten wie die Markgrafen und Kurfürsten, an deren Marmorfront man beim Passieren unsrer glorreichen Sieges-Allee vorbei muß. Kein Faden spinnst sich von ihnen zu irgend einer der großen Ideen, von denen unsre Zeit erfüllt ist. Mit völlig andern Augen als Shakespeare, der in seinen Königsdramen von jenen Kämpfen erzählt, sehen wir die Geschichte, mit völlig andern Maßstäben werten wir sie. Der loyal-patriotische, aristokratisch-monarchische Geist, der in ihnen weht, ist Geist, der mit dem unsern nichts zu schaffen hat. Was ein Landsmann und Zeitgenosse des Dichters solchen Historien nachsahnt, daß sie zur Rauferei anspornten, daß ein „englischer Fürst, wenn er auf der Bühne Heinrich V. oder Eduard III. sähe, wie er Frankreich verheert und einen großen König in seinem eignen Lande gefangen nimmt“, von Begeisterung ergriffen werden müsse, daß endlich jene Stüde „den vorzeitigen Untergang der Empörer, das blühende Glück derer darstellen, die sich tren erweisen und von verräterischen Anschlägen fernhalten“, und so die „Unterthanen“ Geschichte und „Gehorsam lehren“, scheint ganz gewiß kein Vorzug, der sie heute empfehlen könnte. —

Aber Shakespeares Kraft vermag Funken auch aus verwittertem Gestein zu schlagen. Nicht überall gelangt es ihm das tote Gewicht, den schweren Ballast des Geschichtlichen in seinen Königsdramen zu überwinden. Vieles bleibt fremd und gleichgültig wie die historischen Thatsachen selbst. Aber wo der Stoff ihm freieren Bewegungsraum gestattet, da regt seine Phantasie ihre mächtigen Schwingen und läßt Gestalten von wunderbar natürlicher Veseelung und typischem Gehalt entstehen, von denen ein Glanz und Schimmer dann auch auf die längst gestorbene, uns völlig entfremdete Geschichte wieder zurückfällt. So vor allem in Richard III. und in den beiden Teilen von Heinrich IV. Der feiste Sir John Falstaff, diese Parodie alles Heldenhaften, der arme Schluder und pffiffige Gauner, von dem keine Chronik etwas zu melden hat, ist der Atlas, der auf seinen breiten Schultern das Heinrichsdrama trägt. Der alte König, seine Genden und die grimmen Kämpfe zwischen ihm und den Empörern, all das Geschichtlich-Waterländische tritt an lebendigem Interesse hinter dieser einen, nur von des Dichters Guaden lebenden Figur, dem un-

sterblichen Gegenstand des unsterblichen Donquixote, zurück. Und von Falstaff her, durch die Beziehung zu ihm erhält auch erst die Gestalt des Prinzen Heinrich ihre prächtig individuelle, allen Prinzentraditionen so schmerzhaft widersprechende Eigenart. Wie kalt lassen dem gegenüber all seine spätern hochberühmten Waffenthaten, von denen Shakespeares Heinrich V. dann weiter patriotisch berichtet!

Die Aufführung im Schauspielhause war so wie man erwarten konnte, gut im allgemeinen, doch ohne überrassende Leistungen. Herr Pohl gab den Falstaff in dem Stile, der für diese Rolle süßlich geworden ist. Allzu sehr betonte er, wie mir schien, die Schwäche und Gebrechlichkeit des alten Sünders. Die funkelnde Louvre, die Weiblichkeit des Wiges, das Selbstbewußtsein seiner intellektuellen Ueberlegenheit, all das, was diesen Lumpen doch auch wieder in gewisser Hinsicht liebenswürdig und sympathisch erscheinen läßt, kam darüber nicht völlig zu seinem Rechte. Frisch und lebendig war Herr Christians in der dankbaren Rolle des Prinzen, eigenartig und von vollblütiger Realist Mattowsky als Heißsporn Percy. Brillant gelang ihm die Scene mit Kätchen im zweiten Akt. Die Abschiedsscene zwischen ihnen kurz vor der entscheidenden Schlacht war leider — wahrscheinlich doch aus Hoftheaterprüderie, die sich auch sonst in äußerst lächerlichen Streichungen zeigte — ausgelassen. Gut war auch, wenigstens zum größten Teile, die Besetzung der vom Dichter nur ganz flüchtig skizzierten Nebenrollen. Ganz ausgezeichnet wirkte die geschwäpzig-lustige Wittin Hürtig der Frau Schraun. —

Medizinisches.

is. Augenkopfschmerz. Dauernde Kopfschmerzen können sehr verschiedene Ursachen haben und gehen in sehr vielen Fällen von den Augen aus. Sie können die Folgen einer Ueberanstrengung der Augen sein, die sich aus Kurzsichtigkeit oder im allgemeinen aus Fehlern in der Sehschärfe ergibt. Es ist neuerdings durch Vertreter der Augenheilkunde festgestellt worden, daß sehr viele der sogenannten Neurastheniker, die große Reisen zu ihrer Kur unternehmen, ohne Heilung zu finden, erhebliche Besserung erzielen, wenn sie zum Tragen einer Brille veranlaßt werden. Dr. Hall hat in besonderen auch auf die nachtheiligen Einflüsse mangelhafter Augen auf das Allgemeinbefinden von Schwindsichtigen hingewiesen. Einer der bedeutendsten Augenärzte eröffnete einen seiner Vorträge unlängst mit den Worten: „In allen Fällen von Kopfschmerz sollten zuerst die Zähne nachgesehen werden und zu zweit die Augen. Die gewöhnlichste Ursache von Kopfschmerz ist ohne Zweifel irgend ein fehlerhafter Zustand der Augen. Zur Erzeugung von Kopfschmerzen wirken überhaupt zwei Bedingungen; erstens eine allgemeine mit gestörter oder unvollkommener Ernährung, und zweitens eine besondere. Die erstere macht den betreffenden Menschen gleichsam schmerzempfindlich, die letztere bestimmt den Ort der Schmerzempfindung, und dieser letzte Faktor sind sehr häufig schlechte Zähne oder schlechte Augen. Die Nervenschwäche oder Neurasthenie gehört zu jenen allgemeinen Vorbedingungen für die Entstehung von Kopfschmerz, indem ein solcher durch schlechte Augen auch dann zu Stande kommt, wenn letztere ihn ohne das mangelhafte allgemeine Befinden nicht verursacht haben würden; der Kopfschmerz kann dann wiederum zur stärkeren Störung des nervösen Gleichgewichts hinwirken, so daß der circulus vitiosus dadurch geschlossen wird. Das Tragen eines sorgsam angepaßten Augenglasses kann zu einer vollkommenen Befreiung von den Kopfschmerzen führen. Dieser Augenkopfschmerz ist nicht zu verwechseln mit dem neurasthenischen Kopfschmerz, der nach seinem Ursprung eine Art von Vergiftung darstellt und auch bestehen bleibt, nachdem jede etwaige Quelle eines Reizes seitens äußerer Organe beseitigt ist. —

Aus dem Tierleben.

— Rentiere in Alaska. Als zu Anfang des vorigen Jahrzehnts die Goldsunde in Alaska ganze Scharen von Goldsuchern nach diesem arktischen Gebiete lockte, wurde der Mangel an Transportmitteln immer drückender. Hunde hatten sich zur Aufrechterhaltung des Verkehrs als völlig unzulänglich erwiesen, was aber wohl nur dem Mangel an geeigneten Tieren zuzuschreiben ist, denn gute Polarhunde haben sich stets als ein vorzügliches Zugmaterial bewährt. Da man jedoch in dem schwierigen, gebirgigen Gelände vorzugsweise auf Zugtiere angewiesen ist, führten die Vereinigten Staaten im Jahre 1892 843 Rentiere ein, und es zeigte sich 1898, daß sich die Herden bis zu diesem Zeitpunkt auf 2062 Stück vermehrt hatten. Die Zahl wäre sogar noch bedeutend größer, wenn nicht zahlreiche Tiere zu Nahrungszwecken geschlachtet worden wären. Von ihrer schnellen Zunahme zeugt u. a. der Umstand, daß sich eine Herde von 20 männlichen und 80 weiblichen Rentieren im Laufe von fünf Jahren auf 578 Stück vermehrte. Die Lappländer, die mit den angekauften Herden aus Norwegen mit herüberkamen und die Aufgabe hatten, die Einwohner Alaskas in der Behandlung der Rentiere zu unterweisen, erhielten einen monatlichen Lohn von 30—40 Dollars, zum Teil auch noch Beköstigung und Kleidungsstücke. Bei so günstigen Bedingungen fühlten sich denn auch die Lappländer betrogen, im Lande zu bleiben und das amerikanische Bürgerrecht nachzusuchen. Im Jahre 1898 erhielten nicht weniger als 115 Norweger von amerikanischen Agenten Angebote, sich in Alaska

anzusiedeln, und ein Teil derselben wird längs des großen Yukonstromes verteilt werden, um hier den Postverkehr mittels Rentieren zu unterhalten. Der Versuch ist um so interessanter, als die Rentiere auf der skandinavischen Halbinsel in den letzten Jahren so bedeutend abnehmen, daß auch die Zahl der Nomaden, der wandernden Lappländer immer mehr zusammenschmilzt. Die Verbreitung der nützlichen Tiere erstreckt sich auf das ganze nördliche Europa und bildet die eigentliche Daseinsberechtigung aller nomadischer Stämme, der Lappländer, Samojecken usw. Sie sind echte Polartiere, abgehärtet und genügsam. Ihren Besitzern, den Nomaden, dienen sie als Beförderungsmittel und außerdem liefern sie den Nomaden alles, was diese an Kleidung und Nahrung gebrauchen. In Norwegen erstreckt sich ihre Ausbreitung über einen Gebirgszirkel von 1000—2000 Meter Höhe. Ihre Nahrung besteht im Sommer aus verschiedenen Gebirgspflanzen, im Winter aus Rentiermoos, das sie unter dem Schnee zu finden wissen. Wie nun ihre große und schnelle Vermehrung in Alaska zeigt, fehlt es also auch dort nicht an geeigneter Nahrung, und unter solchen Umständen ist den Einwohnern jener öden Gebiete in den Rentieren eine wichtige Hilfe im Kampf ums Dasein erstanden. —

(„Kölnische Zeitung.“)

Humoristisches.

— Summarisch. Rosenbauer: „Na, Sepp, hat's was 'geben auf der Wfligelaußstellung?“

Sepp: „Dös glaub' i, quat is gange, meine Louloufer (Gänse) ham den „Ehrenpreis“ kriagt, meine Zwerg-Heime den „ersten Preis“, meine Kropftaubner den zwoaten und i bin in „Ausßuß“ temma!“ —

— Vorkast. Dichter (einen Brief in der Hand): „Sehen Sie, man schickt mir meine Gedichte nur eingeschrieben zurück.“

Herr: „Das geschieht aus Vorsicht, damit sie kein zweiter in die Hände bekommt.“ —

— Neues Wort. „Der reiche Metzgermeister hat dreitausend Mark für das Wohlthätigkeitsfest gezeichnet und nun ist die Liste nicht einmal veröffentlicht worden.“

„Hm, da hat er sich gründlich verprohlt.“ —

(„Regendörfer Blätter.“)

Notizen.

— Heinrich Stobigers neues Lustspiel „Seelust“ ist vom Schauspielhause zur Aufführung in der nächsten Saison angenommen worden. —

— „Der Klavierstimmer“, eine Operette von Franz Lehar, wird anfangs kommender Spielzeit im Central-Theater in Scene gehen. —

— Ein Preisauschreiben für Entwürfe zu einer Decken- und Wandmalerei hatte der Verein „Ornament“ (auf Veranlassung der Elberfelder Firma Engelshardt u. Häbrich) ausgeschrieben, um ein musterähnliches Werk für Dekorationsmalerei zu schaffen. Es gingen insgesamt 125 Mappen mit 342 Blatt ein. Drei Preise (je 400 M.) wurden zugesprochen dem Malern Karl Thoma in Würzburg, Paul Ede in München, Eichler und Müller zu Berlin. Außerdem wurden vorläufig zwölf Entwürfe (teils Wand-, teils Deckenmalereien) angekauft. —

— Den Zwölftausend Mark-Preis der Hamburger Otto Vahlbruch-Stiftung hat in diesem Jahre Professor Dr. Ludwig Volkmann in Leipzig erhalten. Der genannte Preis wird alle zwei Jahre, und zwar für diejenige in deutscher Sprache geschriebene und bereits veröffentlichte Arbeit verliehen, die in dem gleichen Zeitraum den größten Fortschritt in den Naturwissenschaften gebracht hat. Professor Dr. Volkmann hat im Jahre 1900 eine Arbeit über die „Theorie der Gase“ verfaßt, die zwar viel Widerspruch, aber auch viel Anerkennung gefunden hat. —

— Der 31. deutsche Chirurgen-Kongreß wurde gestern hier im Langenbeck-Hause eröffnet. —

— Giftigkeit des Präservalzes. H. Kionka teilt in der „Deutsch. med. Wochenschrift“ als Ergebnis einer langen Reihe von Versuchen mit, daß das sogenannte Präservalz, schwefelgelbes Natron, in üblicher Menge dem Fleisch zugesetzt, bei Hundstschwere Vergiftungen bewirkt. Besonders Liebreich und Lebbin waren bisher für die Zulässigkeit der Verwendung des Mittels, das dem Fleisch seine schöne rote Farbe erhält, ohne im übrigen die Verfeinerung zu hindern, eingetreten. — („Technische Rundschau.“)

— Flüssiger Leim. Flüssigen, säurefreien Leim, der nicht gelatinisiert und seine Bindekraft behält, ohne zu faulen, gewinnt man wie folgt: Man löse Leim oder Gelatine in einer Mischung von gleichen Teilen Chlorcalcium und Wasser. Die Auflösung kann auf kaltem oder warmem Wege geschehen. So hergestellte Leimlösungen eignen sich namentlich auch zum Aufkleben von Etiketten. —